

Illustrierte Zeitung für Kleine Leute

Andreas Hofer.



Hofer's Tod.

(Bu dem Bilde Seite 113.)

Bu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tirol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt in's Thal
Im heil'gen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit Euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tirol!“

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor,
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

Dort soll er niederknien;
Er sprach: „Das thu' ich nit;
Will sterben wie ich lebe,
Und wie ich stand und tritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz';
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!“

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm ein Grenadier;
Andreas Hofer betet
Bum letzten Mal allhier,
Dann ruft er laut: „So trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!“

Mosen.



Aus der Kinderstube.

Blauderei von Cl. Jäger.

(Schluß.)

olch ein lebendiges Püppchen,
wie das, was in der Wiege
bei der Mama im Zimmer lag, war aber doch
im Grunde nichts Uebles. Der Hans kam all-
mählig dahinter und je mehr er's bedachte, je
lieber wurde ihm das kleine niedliche Wesen
mit dem großen blauen Augen und dem kirsch-
rothen Mündchen, in dem freilich — zu Hans'
größtem Erstaunen — kein einziger Zahn zu
sehen war. Und doch hatte der kleine Vello —
das Wachtelhündchen, — der gerade so alt war,
wie das Kind in der Wiege, das ganze Mäulchen

voller Zähne; alle spitz wie die Fischgräten.
Dafür hatte zwar der wieder anfänglich die
Augen nicht aufmachen können, was der kleine
Wiegenbewohner gleich gethan, aber — der
Vello war dem Hans doch eigentlich lieber!
Mit dem konnte er schon ordentlich spielen.
Freilich nicht Soldat, oder etwas anderes „Ver-
nünftiges“, aber sie konnten doch lustig zu-
sammen umhertoben. Und wenn Hans seinen
Ball durch das Zimmer rollte, dann sprang
Vello laut kläffend hinterdrein, und da die
Stuben glatt gewischt waren, so überkugelte er

sich oftmals dabei, und das sah so überaus drollig aus, daß Hans immer herzlich darüber lachen mußte.

Jetzt durfte er ja wieder lachen und jubeln, und wenn es durchaus nicht anders ging, auch einmal schreien und laut weinen, denn die Mama war nun wieder ganz gesund, und wenn er spielte, saß sie oftmals mit dem kleinen Kinde auf dem Schooße dabei; hielt ihm auch wohl eine silberne Klapper vor und das Kind griff danach und wollte Alles in den Mund schieben.

Dann lachte Hans und rief: „Wie dumm; eine Klapper kann man doch nicht essen!“ und sprang davon, um Bello zu schelten, der an der Peitschenschnur knabberte und zauselte, gerade als ob auch er dächte, das sei ein delikater Bissen.

Ehe das Kind aber so weit war, um sich die Klapper, oder was es sonst packen konnte, in das kleine Mäulchen zu schieben, da war lange vorher schon ein großer, ein wichtiger Tag gewesen.

Der Herr Pfarrer aus dem Kirchdorf war gekommen, im langen, langen schwarzen Rock, mit langen weiten Ärmeln. Ein ganz kleines weißes Serviettenchen trug er unter dem Kinn vorgebunden; und außer ihm kamen noch viele Herren und Damen aus der Nachbarschaft und aus der Stadt — auch Pauls Eltern aus Langsdorf waren dabei. — Alle sehr schön gepudert und vergnügt. Und im Saal hatte man viele, viele Lichter angesteckt, und der Gärtner hatte das halbe Treibhaus hineingetragen, daß das Zimmer fast wie ein Garten ansah. In der Mitte zwischen den Fenstern stand ein weißüberhängtes Tischchen, ganz mit Blumenguirlanden besteckt, und oben drauf eine silberne Schale und eine schöne Kanne; auch ein Paar Armleuchter mit vielen Lichtern. Vor diesen Tisch trat dann der Herr Pfarrer: und die Tante Adele, Mama's jüngste Schwester, hatte das „Püppchen“ auf den Armen, die Eltern mit dem Hans standen dicht hinter ihr und die Gäste bildeten einen Halbkreis um sie herum.

Als der Herr Pfarrer auf das Tischchen zuging, nahm die Mutter den kleinen Hans bei Seite und sagte ihm: „Dein Brüderchen soll nun getauft werden. Wir wollen es dem lieben Gott bringen, auf daß er es uns durch den Herrn Pfarrer segne. Dann bekommt es auch

einen Namen, — was Du ihm ja schon so lange gewünscht hast.“

„Ja freilich,“ rief Hans, „das ist gut. Man weiß ja gar nicht, wie man dem Bürschle zurufen soll. Nachher wird's schon besser gehen mit uns Zweiten!“

„Pst!“ machte die Mama. „Nun aber mäuschenstill. Keiner darf jetzt ein Wort sprechen!“

Und sie nahm ihn bei der Hand und stellte sich mit ihm, hinter der Tante Adele und dem kleinen Täufeling, neben dem Vater auf.

Als der Herr Pfarrer sah, daß Alles wohlgeordnet und vorbereitet war, wandte er sich zu den Anwesenden herum, legte die Hände in einander und begann seine Anrede.

Aber Hans ließ es für's Erste nicht dazu kommen. Er hatte die Warnung der Mutter zu wörtlich genommen.

„Husch, husch,“ sagte er, dem geistlichen Herrn zuwinkend, „die Mama hat gesagt, wir sollen Alle mäuschenstill sein; Keiner darf ein Wort sprechen!“

Es ist gewiß ein feierlicher, erhebender Augenblick, wenn ein Kindlein durch die heilige Taufe an Gottes großes Vaterherz gelegt wird und Alle, die einem solchen schönen kirchlichen Feste beiwohnen, sind gewiß andächtig und feierlich gestimmt. Heute aber half's doch nichts: das Mißverständnis war zu drollig und Niemand — selbst der Herr Pfarrer nicht — konnte sich des Lächelns erwehren. Der faßte sich aber gleich wieder, nickte dem kleinen Störer freundlich zu und sagte:

„Mit mir, lieber Hans, wird eine Ausnahme gemacht! Ich spreche ja im Namen des lieben Gottes zu diesem Kindlein hier — und zu Euch Allen, verehrte Anwesende.“

Und nun nahm er seine Anrede wieder auf und sprach so schön und ernst, daß es selbst dem Hans gefiel, obgleich er, ehrlich gesagt, nicht viel davon verstand und auch meinte: der Herr Pfarrer rede etwas lange! Warum aber die Mutter und einige Damen weinten, das begriff er erst recht nicht! Sie waren doch vorher Alle so sehr vergnügt gewesen, ehe das Reden anfang.

Aber bald nachdem der Pfarrer geendet hatte, wurden sie auch alle von Neuem vergnügt, und als ein Weilchen später die ganze Gesell-

schaft an einer langen Tafel im Speisesaale Platz genommen hatte, da sah und hörte Hans, wie es nun gerade umgekehrt war, wie während der Taufhandlung. Damals hatte nur der Herr Pfarrer gesprochen; jetzt dagegen sprachen die Andern alle, und nur der geistliche Herr allein — der jetzt seinen weitärmlichen langen Rock abgezogen hatte und ganz so gekleidet war, wie der Papa und die übrigen Herrn — saß ganz still da und lächelte vor sich hin. Er war gewiß froh, daß er nun endlich auch einmal „mäuschenstill“ sein durfte.

Der kleine Wiegenmann — anders nannte Hans sein Brüderchen gar nicht — hatte den Namen Eberhard bekommen.

„Das ist schwer zu behalten,“ meinte Hans. „Hans ist besser. Ich will ihn Hans nennen!“

„Zwei Brüder können doch nicht den gleichen Namen haben,“ sagte Amalie.

„Ja — Brüder!“ rief Hans. „Das ist ja auch ganz etwas Anderes. Aber der kleine Knirps da kann ja nicht einmal die Trompete blasen. Der weiß was Rechtes über einen Namen! Es ist ihm ganz gleichgültig, ob Du ihn Hans oder . . . oder: nun ob Du ihn so nennst, wie er getauft ist.“

Am andern Tage sagte Hans zur Mama: „Tausen ist nicht schwer. Das kann ich auch. Erst wird immer gepredigt und dann immer gegessen,“ worüber die Mutter sehr lachen mußte, was wiederum Hans nicht recht begriff. Aber er lachte doch herzlich mit, küßte sein Mütterchen recht zärtlich und sagte: „Nun soll aber der zweite Hans nicht wieder getauft werden, Mama.“

„Nein,“ erwiderte die Mutter, „einmal wird ein jedes Kind nur getauft. Aber warum wünschst Du das, Hans?“

„Weil Du dabei geweint hast, Mama, und ich mag Dich viel lieber lachen sehen!“

„Wenn Du erst gelernt haben wirst, daß es auch Freudenthränen gibt, dann wirst Du an-

ders denken, mein lieber kleiner Bube,“ sagte die Mutter und drückte das Kind zärtlich an ihr Herz.

* * *

Zwei Jahre später sah es ganz anders in Hanschens Kinderzimmer aus. Da war der Wiegenmann nachgerade zum „Brüderchen“ avancirt und Hans begann allen Ernstes zu finden, daß derselbe den Vello als Spielkamerad bei weitem übertraf, noch dazu, da dieser nicht halb so „spielerig“ mehr war, wie früher. Er lag oft stundenlang am Ofen und wenn er sich herabließ mit den Kindern zu spielen, so meinte der Hans oft: er danke recht schön für die Gnade! Der Eberhard sei zehnmal klüger und fange sogar schon an auf Kommando zu exercieren, was der Vello wohl nie begreifen werde.

Nur Eines war nicht gut jetzt. Der Hans hatte bei weitem nicht mehr so viel Zeit zum Spielen wie sonst. Er mußte schon jeden Tag zwei Stunden lernen: Buchstaben und Zahlen; und auf großen bunten Bildertafeln allerhand Gegenstände und Thiere kennen und benennen lernen. Das war freilich auch ganz hübsch — aber Soldat spielen gefiel ihm doch im Grunde noch besser! Und dann hätte er wohl gewünscht, daß das Brüderchen gleich auch mitlernte. Er sagte das einmal der Mama, die seine liebevolle, allzeit geduldige Lehrerin war und meinte:

„Das ist doch eine ganz schlechte Einrichtung! Früher hatte ich keinen Spielkameraden und nun der Eberhard klug geworden ist und ich mit ihm spielen könnte, muß ich lernen; und jetzt hat der Eberhard wieder Niemanden zum Spielen!“

Aber der Hans fand sich verständig in das Unvermeidliche und wußte nachgerade genug vom Leben, um sich sagen zu können: wer nichts lernt, der bleibt ein Dummkopf, und ein Dummkopf möchte doch Keiner sein, der's ändern könnte. — Nicht wahr?

Aus Aesop's Leben.

Von Rudolph Mildenner.



I. Aesop wird an einen Sklavenhändler verkauft.

Der griechische Fabeldichter Aesop, dessen Ruhm so viele Jahrhunderte überdauert und bis zu uns gedrungen, war, aus dem Weiler Ammonia in Phrygien gebürtig, von Haus aus Sklave, und außerdem hatte ihn die Natur mit einer auffallenden Häßlichkeit begabt. Was aber das Uebelste für ihn war, das ist, daß er stotterte und eine so schwere Zunge besaß, daß er sich kaum verständlich machen konnte.

Sein Herr wohnte in der Stadt, besaß aber unweit derselben ein Landgut, auf welchem Aesop unter der Aufsicht eines harten und strengen Verwalters mit der Feldarbeit beschäftigt war.

Als der Herr einst nach dem Gute kam, überreichte ihm der Verwalter, als erstes Produkt des Gutes im neuen Jahre, ein Körbchen voll eben reif gewordener außerordentlich schöner Feigen, worüber der Herr sich sehr freute. Er befahl seinem Sklaven Agatopus, ihm die Feigen bis nach dem Bade aufzubewahren.

Agatopus aber kostete zwei der Feigen und sie schmeckten ihm so außerordentlich gut, daß er zu einem seiner Mitsklaven sagte: „Wenn ich den Herrn nicht fürchtete, so verzehrte ich die Feigen allesammt, so daß auch nicht eine einzige übrig bliebe.“

Da antwortete sein Mitsklave: „Wenn Du mich mitessen läßt, so will ich Dir ein Mittel an die Hand geben, wie wir der Strafe entgehen.“

„Und wie müßten wir das anfangen?“ fragte Agatopus.

„Wenn,“ antwortete sein Mitsklave, „der Herr aus dem Bade kommt, so sage ihm, daß Aesop, der eben vom Acker gekommen, die Feigen gegessen, und da dieser, der stottert, sich nicht verantworten kann, so wird er die Hiebe bekommen und wir frei ausgehen.“

Dieser Plan gefiel Agatopus, und die beiden

sauberen Spießgesellen machten sich über die Feigen her, bis keine mehr übrig war.

Als nun der Herr nach den Feigen fragte, sagte ihm Agatopus, daß Aesop, der zufällig in den Keller gerathen, die Feigen alle gegessen habe.

Als der Herr dies hörte, gerieth er in Zorn; ließ Aesop rufen und befahl, ihm die Kleider abziehen und ihn mit Ruthen zu schlagen. Aesop, der sich, seiner schweren Zunge wegen, nicht zu vertheidigen vermochte, fiel dem Herrn zu Füßen und bat ihn, so gut er konnte, mit Worten und mit Zeichen um eine kurze Frist, damit er seine Unschuld beweise. Nachdem ihm der Herr diese Frist bewilligt, trank Aesop von dem warmen Wasser, welches eben bei dem Feuer stand, eine ziemliche Menge, steckte dann den Finger in den Mund, so daß er sich erbrach. Da er aber am ganzen Tage noch nichts weiter genossen, so brach er eben nur das lautere Wasser heraus. Nun bat Aesop, daß man seinen beiden falschen Anschuldigern gleichfalls Wasser trinken lasse, was der Herr befahl. Raun aber hatten die beiden das Wasser getrunken, so brachen sie, obgleich sie sich, dies zu verhindern, die Mäuler zuhielten, die Feigen mit sammt dem Wasser heraus. Als der Herr dies sah, fragte er: „Warum habt Ihr den verläumdete, der nicht reden kann?“ ließ ihnen die Kleider abziehen und sie derb mit Ruthen streichen. „Dies,“ sagte er, „ist die Strafe dessen, der sich erfrecht, einen Anderen fälschlich zu beschuldigen.“

Einige Tage später begegnete Aesop, als er eben nach dem Acker ging, einem Priester, der ihn nach dem Wege zur Stadt fragte. Aesop führte ihn zunächst unter einen Feigenbaum, wo er ihm das vorsetzte, was er hatte, Brot, Feigen und Oliven, und ihn dann, nachdem er sich erquickt, auf den rechten Weg brachte. Als der Priester Aesop verließ, hob er seine Hände empor und betete für Aesop, von dem er so freundlich empfangen worden war, zu den Göttern.

Als Aesop sich darauf während der Mittags-

hiße im Schatten eines Baumes zum Schlafen niedergelegt, da hatte er einen sonderbaren Traum. Ihm erschien im Traume eine hehre Frau, die Göttin des Ackerbaues, und sagte ihm, daß, da er sich eines ihrer Priester so aufopfernd und gastfrei angenommen, sie ihn zum Dank dafür mit Weisheit und Beredsamkeit begabe.

Als Aesop vom Schlaf erwachte, da fand er, daß sein Traum doch etwas mehr als Traum gewesen sein müsse, denn zu seiner eigenen freudigen Ueberraschung fand er, daß er nicht mehr stotterte, sondern alle seine Gedanken eben so leicht als fließend auszudrücken verstand.

Aesop fand bald Gelegenheit von seiner Sprachfertigkeit Gebrauch zu machen und zwar zu des Aufsehers nicht gerade angenehmer Ueberraschung.

Als der Aufseher eines Tages einen der Sklaven ungerechter Weise gar hart schlagen ließ, da setzte ihn Aesop zur Rede und sagte ihm: „Weshalb schlägst Du diesen unschuldigen Sklaven so hart? Allezeit lässest Du uns ohne Grund Prügel verabreichen und thuest doch selber nichts. Aber ich will schon dafür sorgen, daß es der Herr erfährt und der Sache ein Ende macht.“

Als Zenas, der Verwalter, den stotternden Aesop zu seinem gränzenlosen Erstaunen so sprechen hörte, da dachte er: Dem muß ich zuvorkommen und dafür sorgen, daß er mich nicht etwa bei dem Herrn verklagt, damit ich gar abgesetzt werde!

Der Verwalter ritt also sofort nach der Stadt und erzählte dem Herrn: „Jüngst, o Herr, ist auf Deinem Gute ein Wunder geschehen.“ — „Ein Wunder!“ rief der Herr erstaunt. „Was ist denn passiert?“ — „Der stotternde Aesop, Dein Sklave,“ antwortete der Verwalter, „hat plötzlich angefangen zu sprechen und er, der früher kein Wort hervorbringen konnte, redet jetzt so gut, wie ein Anderer.“ — „Nun,“ versetzte der Herr, „das ist nicht gerade nothwendig ein Wunder; es kommt ja oft vor, daß Leute, wenn sie zornig und erregt, oder ängstlich sind, kein Wort hervorbringen können, wenn aber der Zorn vorüber ist, sehr gut und deutlich sprechen. Jeden Falles wünsche ich

Aesop zu der mit ihm vorgegangenen Veränderung Glück.“

„Auch ich würde dies thun,“ erwiderte der Verwalter, „wenn Aesop nur von seiner Zunge einen besseren Gebrauch machen wollte. Allein er gibt nicht nur mir Scheltworte, sondern schimpft auch auf Dich und lästert die Götter, was doch ein großes Unrecht ist.“

Bei dieser Kunde gerieth auch der Herr in Zorn: „Wenn er so schändlich ist,“ sagte er zum Verwalter, „so mache mit ihm, was Du willst, meinethwegen schlage ihn, oder verkaufe ihn, ganz wie Du Lust hast. Ich schenke ihn Dir.“

Als nun Zenas wieder nach Hause kam, da rief er Aesop und sagte: „Jetzt bist Du in meiner Gewalt, denn der Herr hat Dich mir geschenkt, und da Du so widerspenstig bist und noch die Andern aufhetzt, so werde ich Dich verkaufen.“

Bald darauf kam ein Kaufmann auf das Gut, der Miethpferde nach Ephesus verlangte. Zenas, der ihn kannte, antwortete, daß er weder Pferde zu verkaufen, noch zu vermieten habe, wohl aber könne er dem Kaufmann einen nicht ungeschickten Sklaven ablassen. Als der Kaufmann aber Aesop in seiner abschreckenden Häßlichkeit erblickte, da wandte er sich an Zenas und sagte: „Mit dem laß mich in Ruhe; an einem so häßlichen Burschen kann ich nichts verdienen“ — und ging davon.

Aesop aber ging dem Kaufmann nach und bat ihn, daß er ihn doch kaufen möchte. „Wenn Du mich kauft,“ sagte er, „so wird es Dein Schade nicht sein.“

Der Kaufmann war ein gutmüthiger Mann, und da Aesop ihn so sehr bat, ihn doch mitzunehmen, so richtete er einige Fragen an denselben, die Aesop so treffend beantwortete, daß der Kaufmann wieder umkehrte und Zenas fragte, wie viel er denn für den Sklaven haben wolle?

Zenas antwortete: „Wenn Du mir nicht dreißig Pfund für ihn zahlen willst, so gib mir wenigstens drei Heller, denn ich weiß sehr wohl, daß ich den Burschen sonst doch nicht verkaufen werde.“

Da zahlte der Kaufmann das Geld und befohl Aesop, ihm zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Trappe.

(Zu dem Bilde Seite 120.)

Man hat den Trappen nicht mit Unrecht den Strauß Europas genannt. Zoologisch betrachtet, ist jedoch der Trappe nichts weniger als Strauß; Du würdest ihn eher ein Huhn nennen. Der kurze, dicke Schnabel mit übergebogener Spitze, ebenso zum Verspeisen von grünen Pflanzentheilen, wie von Würmern und Insekten eingerichtet, entfernt ihn zwar von den Hühnern, aber der rostrothe und rostgelbe, von schwarzen, welligen Querstreifen durchsetzte Oberleib, der aschgraue Hals, der weiße Unterleib, die braunen Kopf- und Kehtheile, der braune, trutzhahnartig aufgerichtete Schwanz mit dem breiten Saume seiner Endfedern — das Alles stellt ihn mehr zu den Hühnern. Wie der Strauß schwerfällig und unbeholfen, scheint der Trappe nur der Schnellläufer der Vogelwelt zu sein. Die Flügel etwas ausspannend, jagt er, unterstügt von diesen natürlichen Segeln, selbst das

Kopf verspottend, mit unvergleichlicher Schnelkraft über die weite Ebene. Ueberaus scharf und vorsichtig, gewiegt durch die außerordentlichen Nachstellungen, die ein Vogel dieser Größe — und er ist ja der größte unserer Landvögel — um so mehr erduldet, als er gerade die reichsten Saatsfelder mit Salat, Rübsaat, Kohl u. s. w. aufsucht, muß er eine weite Fernsicht haben. Soweit er sie und jene Felder findet, soweit auch ist er in Europa verbreitet. Sein Schauplatz ist besonders die große nordeuropäische Ebene bis nach Sibirien. Außerhalb derselben kennt ihn selbst Scandinavien bis zum 56. Breitengrade, während er früher auf allen Dünen Englands vom britischen Kanal bis Northshire in Trupps von 50 bis 60 heimisch war. Südlich soll er sogar bis Syrien gehen. Gewiß ist, daß er Gesellschaft liebt. Im Süden Rußlands kommt er noch in Heerden von 100 Stück vor.



Volterabendsherz.

(Ein kleines Bauernmädchen.)

Von Louise Wernicke.

Es hat mein liebes Mütterlein
Mich heut gepuht gar nett und fein;
Sie that's, indem sie zu mir sprach:
„Merk auf, mein Kind, was ich Dir sag'!
Du sollst heut gehen in die Stadt,
Wo unsre Tante Hochzeit hat,
Und sollst ihr dieses Körbchen bringen,
Das angefüllt mit manchen Dingen,
Die für den Haushalt thuen Noth.“ —
Da ist nun erstens Salz und Brot,
Die trag' vor allem in Dein Haus,
Und nie zieh Gottes Segen aus.
Die Eier sind der Hausfrau Glück!

Sie helfen ihr im Augenblick,
Wenn sie nicht weiß: was kochen heut?
Und nahe schon die Mittagszeit.
Dann sind Rabieschen, Käse und Zwiebel,
Wie Mütterchen sagt, auch nicht übel
Und helfen guten Wirthin'n aus
Beim Abend- und beim Mittagsschmaus. —
Sie sagt auch, 's wär ein schönes Ding
Um eine Hausfrau, wirthlich, flink:
So wünsch' ich, Du mög'st eine werden,
Wie auf der ganzen weiten Erden
Der liebe Onkel keine mehr
Se fände, die ihm lieber wär.





Der Orappe. (Siehe Seite 119.)

Innsbruck.

Von E. Bier.



Innsbruck, vom Volke allgemein nur „Spruck“ genannt, liegt in einem herrlichen Kessel des Innthales und ist die Hauptstadt der gefürsteten Grafschaft Tirol. Dieses Land trägt von allen österreichischen Kronländern am meisten den Charakter eines Alpenberglandes. Ein großer Theil des Bodens ist unbenutzbar, ein Drittel ist Wald, etwa ein Viertel ist als Gebirgsweide nutzbar und nur ein Zwanzigstel eignet sich zum Ackerbau. Einfache Sitten, Offenheit und Redlichkeit, Festhalten am Alten, sowohl in Bezug auf staatliche Einrichtungen als auch in Bezug auf Religion, kennzeichnet die Bewohner. Dem österreichischen Kaiserhause schlagen keine Unterthanenherzen treuer entgegen, als diejenigen seiner Tiroler. Des Rauschebarts Lob, welches er seinem Schwabenlande spendete:

„Mein Land hat kleine Städte, trägt nicht Berge
 Doch ein Kleinod hat's verborgen: daß in Wäl-
 dern noch so groß
 Ich mein Haupt kann kühnlich legen jedem Un-
 terthan in Schooß“

kann dem Kaiser Joseph hinsichtlich seiner Tiroler noch heute in den Mund gelegt werden.

Innsbruck, obwohl die größte Stadt des Tirolerlandes, hat nur, ausschließlich der etwa 2000 Mann starken Garnison, 17 000 Einwohner. Zur rechten Seite des Innflusses (die linke unseres Bildes, denn wir sehen stromaufwärts) liegt die regelmäßig gebaute Altstadt, welche durch mehrere Brücken mit der auf dem linken Ufer liegenden Nikolai-Vorstadt (rechte Seite des Bildes) verbunden ist. Im Südosten der Stadt liegt der Iselberg. Auf ihm befindet sich jetzt ein umbuschtes Schlösschenhaus. Der Zeichner des Bildes hat dessen Aufnahme von genanntem Berge aus bewirkt; die Mäher in dem Vordergrunde, so wie die Heu machenden Dirnen befinden sich auf dem Plateau des Iselberges, dessen Name auf immer mit demjenigen des treuen Andreas Hofer verbunden bleiben wird. Hier lieferte der Sandwirth mit seinen Tiroler Männern den Bayern blutige aber siegreiche Gefechte im Jahre 1809.

„Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Felsberg geschickt in's Thal
Im heil'gen Land Tirol.“

Von Innsbruck aus geht die große Straße und jetzt die überaus kunstvoll gebaute Brennerbahn das Thal der Sill, eines Nebenflusses des Inn, hinauf über den Brennerberg in die Thäler der Eisack und Etsch; von Deutschem Boden nach den Gefilden Italiens. Der Durchgangshandel ist folgebessert bedeutend.

An Lebenswürdigkeiten bietet Innsbruck mancherlei. So befindet sich in der Franziskaner- oder Hofkirche das Grabmal des Kaisers Maximilian, das noch zu des Regenten Lebzeiten nach den Plänen Konrad Pentinger's von Augsburg begonnen wurde. Auf einem dreistufigen Marmorunterbau steht der ebenfalls aus Marmor hergestellte Sarkophag, dessen Seitenflächen mit Reliefs, welche sich auf das Leben des gesammten Kaisers beziehen, geschmückt sind. Auf der Decke des Sarkophags kniet Maximilian in seinem vollen Kaiserornate, lebensgroß in Erz gegossen. Achtundzwanzig über lebensgroße Bildsäulen aus Erz, Fürsten, Helden und fürstliche Frauen, umstehen das Grabmal. (Chlodwig, der Frankenkönig, Philipp der Schöne, Kaiser Rudolf I., Albrecht II., der Ostgothenkönig Theoderich, Maria, Herzogin von Mailand, Margarethe, die einzige Tochter Maximilians, Karl der Kühne, Philipp der Gute, die schöne Johanna von Aragonien, Ferdinand der Katholische u. A.).

Auch Hofers Gebeine sind aus Mantua, wo ihn die Franzosen erschossen hatten, in diese Kirche gebracht. Ein Marmordenkmal ehrt das Andenken dieses Bravsten aller treuen Unterthanen. Es stellt den Helden in seiner Nationaltracht dar, mit entblößtem Haupte, die Fahne in der Rechten. Zu beiden Seiten des Denkmals sind die Gedenktafeln für Hofers Kampfgenossen Speckbacher und Haspinger angebracht. Interessant ist es ferner, daß in dieser Kirche die Tochter des evangelischen Schwedenkönigs Gustav Adolf, Christine, ihren Glauben abschwor und zum Katholicismus überging.

In der Franziskanerkirche befindet sich außerdem noch die silberne Kapelle, welche ihren

Namen einer aus gebiegem Silber hergestellten Madonnenstatue verdankt, die auf dem Altare steht. In dieser Kapelle ist das Grabmal des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemahlin, der schönen Philippine Welfer zu sehen.

Die übrigen Kirchen von Innsbruck bieten außerdem noch manches Interessante, doch ist durchschnittlich die Bauart der Gotteshäuser nirgends stylvoll gehalten.

Selten versäumt es der Fremde, welcher auf seiner Reisetour Tirols Hauptstadt berührt, sich das goldene Dach zu zeigen zu lassen. So nennt man jetzt die ehemalige Fürstenburg (jetzt ein Privathaus) im Volksmunde allgemein, weil ihr Erbauer, Friedrich IV., den man seines immerwährenden Geldmangels wegen „Friedrich mit der leeren Tasche“ nannte, allem Gerede zum Trost, das Dach eines Erkers mit stark vergoldeten Kupferplatten decken ließ (1425), deren Glanz noch heute verführerisch im Sonnenlichte strahlt.

In dem täglich geöffneten Ferdinandeum, dem Nationalmuseum Tirols, befinden sich eine Menge werthvoller Gegenstände, seltene Karten und Globen, Gemälde berühmter Meister, wie Rembrandt, van Dyck, van der Helst; außerdem noch mancherlei Kunstschmitzereien, Reliquien von Andreas Hofer, seltene Geräthe u. dergl. Die Leopold-Franzens-Universität ist im Ganzen von wenig Studenten besucht.

Westlich von der Stadt am Hange des Solstein befindet sich die 600 Meter tief steil abfallende Martinswand, auf der Kaiser Maximilian in Lebensgefahr bange Stunden verlebte. Die Sage umgibt das Werk seiner Rettung mit einem Glorienschein, doch wurde dieselbe wahrscheinlich von Einwohnern des benachbarten Dorfes Zirl bewirkt.

In der Nähe von Innsbruck liegt das Schloß Ambras, berühmt durch seine Sammlungen von Gemälden, Rüstungen und Kunstgegenständen mannigfacher Art, welche aber größtentheils von hier aus im Jahre 1806 nach Wien gebracht worden sind. Den Grund zu den Ambras Sammlungen legte Erzherzog Ferdinand, der auf diesem Schlosse mit seiner ihm heimlich angetrauten Gemahlin Philippine Welfer glückliche Stunden verlebte (1570).



Das Siebengebirge.

Von Heinrich Pröscholdt

wischen den preussischen Städten Köln und Neuwied, in dem Winkel, den Rhein und Sieg im Zusammenflusse bilden, hart am rechten Ufer des Rheins (nur ein Berg, der Gänsehals, steht am linken Rheinufer), und ganz in der Nähe der Rheinstädte Bonn und Königswinter, erhebt sich in außerordentlich zahlreichen und dicht gedrängten, prächtigen Regelsbergen, deren viele mit Ruinen alter Burgen gekrönt sind, das kleine, reizende, vulkanische Siebengebirge, welches als die nordwestliche Fortsetzung des Westerwaldes zu betrachten ist und eine der schönsten Landschaften des deutschen Reiches bildet. Der ungleich größere Theil des Gebirges gehört zum Regierungsbezirk Köln, das Uebrige zum Regierungsbezirk Coblenz. Es überdeckt eine Fläche von 1 Quadratmeile und hat meistens Basalt, Dolomit, Porphyr und Sandstein zur Gebirgsmasse. Seinen Namen erhielt es von den sieben hohen Ruppen, die in sonderbaren, malerischen Formen aus der ganzen Bergreihe weit hervorragen. Drei dieser Regelsberge bilden die vordere, am Rhein sich erhebende Reihe, nämlich: der Drachenfels, der steilste von allen Bergen des Siebengebirges, welcher zunächst am Rheine in stolzer, lieblicher Form aufsteigt, einen Obelisk und ein Lusthaus auf seinem Haupte trägt und 1002 Fuß absolute Höhe hat; ferner die 1482 Fuß hohe Wolfenbur (der Wolfenberg) und der 1040 Fuß

über den Meerespiegel sich erhebende Stromberg oder Petersberg, auf dessen Gipfel sich eine Wallfahrtskapelle (zu St. Petri) befindet. Vier der bezeichneten Berge bilden die hintere, vom Rhein entfernte Reihe: der Löwenberg mit der Löwenburg, der Nieder- oder Nonnenstromberg, der Delberg und der Hemmerich. — Der 1553 Fuß hohe Delberg, wegen seiner vielen Basaltfelsen merkwürdig, wird als der höchste Gipfel des Siebengebirges bezeichnet. — In geringer Entfernung vom Drachenfels liegt die reizende Rheininsel Nonnenwerth oder Rolandswerth, die dem Kreise Ahrweiler des Regierungsbezirks Coblenz angehört und etwa 300 Einwohner zählt. Hier befand sich früher das Kloster Nonnenwerth — es wurde im Jahre 1802 aufgehoben und in eine Meierei umgewandelt —, welches die Veranlassung zu der Schiller'schen Ballade „Ritter Toggenburg“ war. Der Insel Nonnenwerth gegenüber, am linken Rheinufer und ebenfalls im Gebiete des Kreises Ahrweiler, trägt ein Vorsprung der Eifel die in Trümmern liegende Burg Rolandsack und den Roderberg, einen ausgebrannten Vulkan mit großem Krater. — Das Siebengebirge ist rauh und wenig fruchtbar, liefert aber eine Menge vortrefflicher Bausteine. Das am Fuße des Gebirges gelegene Städtchen Königswinter (2500 Einwohner), welches vorzugsweise Schifffahrt, Weinbau und Steinhauerarbeit betreibt, versendet jährlich für etwa 60 000 Mark Bausteine.



Vom ehrlichen Ernst.

Von Ernst Lausch.

ine arme Frau, deren Mann an der bösen Cholerakrankheit gestorben war, hatte sieben Kinder zu erziehen, von welchen der zwölfjährige Ernst das älteste war. Die Frau konnte fast gar nichts verdienen, denn sie hatte

mit ihren Kindern Arbeit genug, zumal die beiden jüngsten immer kränklich waren. Da war viel Noth im Hause und oft fehlte es an Nahrung und Kleidung. Eines Tages wußte die arme Frau nicht, was sie ihren Kindern, die früh schon hungrig in die Schule gegangen waren, zu Mittag vorsetzen sollte. Als die

Kinder nach Hause kamen, hätten sie gern ein Stückchen Brot gegessen, aber sie wußten wohl, warum sie keins bekamen, und als sie die Mutter weinen sahen, sprach Ernst:

„Weine nicht, liebe Mutter, ich will in den Wald gehen und trockenes Holz zusammenlesen. Emilie mag auf dem Felde einige Kartoffeln nachstopfeln, die die Leute haben stecken lassen.“

Die Mutter küßte die Kinder und sprach: „Ihr seid meine guten Kinder, gehet denn hin!“ So gingen Ernst und Emilie ihres Weges. Nach etwa einer Stunde hatten sie auch reichlich gefunden, was sie zum Mittagbrot brauchten: Emilie Kartoffeln und Ernst eine Welle dürres Reisig. Als der Knabe nach Hause ging, überkam ihn eine große Traurigkeit, weil die Mutter so arm war und oft Noth leiden mußte.

„O, wenn ich groß wäre und Geld verdienen könnte,“ dachte er, „wie gut sollte es die liebe Mutter haben!“ Und wie er noch so dachte und traurig war, sah er vor sich auf dem Wege ein weißes Röllchen liegen. Er warf seine Reisigwelle zur Erde und hob das Röllchen auf; als er es aber in die Hand nahm, fand er, daß es sehr schwer war. Was mochte darin sein? Behutsam schlug er das Papier an den Enden, wo es zusammengefaltet war, auseinander, und siehe, da fielen eine Menge blinkender Goldstücke zur Erde! Ernst war ganz erstaunt. Er hob sie auf und zählte sie mit Vergnügen in seine Hand; es waren zwanzig. So viel Reichthum hatte er noch nie gesehen; fast wurde ihm bang zu Muth, jetzt so viel Geld zu besitzen. Er wollte es wieder zu einem Röllchen zusammenrollen, doch da ihm dies nicht gelang, so steckte er die Goldstücke einzeln in seine Tasche, nahm sein Holz wieder auf und ging weiter.

Als er ein Stückchen gegangen war, kam ein vornehmer Herr geritten, der von seinem Roß suchend zur Erde niederblickte. Ernst dachte: „Der hat gewiß das Geld verloren,“ und ohne sich lange zu bedenken, trat er heran und sprach:

„Guter Herr, Sie haben gewiß das Geld verloren, das ich gefunden habe!“

Der Reiter, der den Knaben vorher gar

nicht gesehen hatte, sprang sofort vom Pferde und sprach voll Freude:

„Ja, mein Junge, ein weißes Röllchen mit Goldstücken!“ — „Hier ist es,“ sprach Ernst, „aber ich habe es aufgemacht und nicht wieder zusammenbringen können; zürnen Sie mir darum nicht!“ Und hierbei holte er die Goldstücke aus der Tasche und zählte sie dem Herrn alle zwanzig in die Hand.

„Brav, mein Knabe,“ sprach der Fremde; „wie heißt Du? wer sind Deine Eltern?“

Ernst beantwortete hierauf kurz und treuherzig alle Fragen, die an ihn gestellt wurden, so daß der Mann auch die Noth der Mutter erfuhr, obgleich ihm noch Manches davon verschwiegen blieb. Als der Fremde davonritt, bot er dem Knaben ein Goldstück als Belohnung, das dieser aber ausschlug, weil ihm die Mutter gesagt habe, man müsse auch ohne Belohnung seine Pflicht thun. Vergnügt ging er mit seiner Holzwelle nach Hause, und bei dem karglichen Mahle erzählte er seiner Mutter von dem gefundenen Gelde, und von dem Herrn, der es verloren. Die Mutter lobte und umarmte ihren Ernst, daß er so brav gehandelt, und die Kartoffeln schmeckten ihr und den Kindern noch einmal so gut.

Nach ein paar Tagen brachte der Postbote einen Brief und ein Kästchen in's Haus. In dem Kästchen lag das Röllchen mit den blinkenden Goldstücken, das wir schon kennen, und in dem Briefe stand geschrieben:

„Liebe Frau!

Das beifolgende Geld, zweihundert Mark in Gold, gehört Ihrem Ernst und Ihnen, denn Sie sind eine brave Frau und erziehen Ihre Kinder zu braven Menschen. Ich kann die Summe leicht entbehren und hatte sie schon verloren gegeben. — Sie sollen weiter von mir hören. Gruß dem ehrlichen Ernst! Leben Sie wohl!
N. N.“

Und der Herr ließ weiter von sich hören. Er machte durch Ernst, der später bei ihm ein tüchtiger Kaufmann wurde, Mutter und Geschwister glücklich.

Kräuterleni.

Von Cäcilie Mölke.

Da war einmal ein kleines Mädchen, das hieß Leni. Vater und Mutter waren ihm gestorben und es wohnte ganz allein im Häuschen am Walde. Es war recht arm und verlassen und war doch so gut. Wer vorüberging und Hunger hatte, der brauchte nur die Leni bittend anzusehen, so machte sie ihm von dem Mehl, was noch im Sack war, eine Suppe, und wer durstig war, dem holte sie im blauen Krüglein weit vom Brunnen her einen frischen Trunk.

Aber das Mehl wurde alle und von dem vielen Laufen nach dem Brunnen waren die Schuhe zerrissen. Das Röckchen wurde auch ganz dünn und es wurde doch nach und nach immer kälter. Da fühlte Leni, daß sie ganz arm war, so arm, daß sie nun Hunger leiden und frieren mußte. Da ging sie hinaus vor das Häuschen auf die Haide und faltete ihre Hände, dabei rannen ihr die heißen Thränen über die Wangen und sie sann und sann, was sie wohl thun könnte.

Da war der Mond aufgegangen, der war gerade voll. Weil, aber Montag war, der Tag, der ihm gehört, so hatte er eine wunderbare Macht. Er konnte alle Pflanzen redend machen und sie plauderten die ganze Nacht miteinander. Die Menschen konnten das nicht hören, wenigstens die meisten nicht, aber es gab eine Ausnahme. Ein gutes und reines Kind, das barfuß ging und so ganz allein war, das durfte hören, was die Pflanzen plauderten. Die Leni wußte das nicht, wie staunte sie also, weil sie gerade zufällig da stand, wie sie stehen sollte, als sie hörte, wie die Blumen und die Gräser flüsterten in vernehmlichen Worten.

„Arnikablüthe,“ riefen rothe Haidekräutlein, „du bist wohl vergessen worden, heute sind alle deine Schwejern geholt worden, die liegen nun schon im Spiritus und träumen von den Wundern, die sie thun werden an großen Beulen und Quetschungen!“

„Ruhig ihr kleinen, rothigen Klatschmäuler,“ sagte die gelbe Arnikablüthe, „ich werde schon noch meine Bestimmung erfüllen; es sind noch mehr Schwestern übrig, die alle gern nach der Apotheke reisen möchten. Es wird mich schon Je-

mand holen. Möglicherweise wandern wir zusammen, denn ihr wißt doch auch, wie allerliebste ihr ausseht, wenn ihr im Kränzlein zusammengefügt getrocknet und dann über die Bilder gehängt werdet?“



Die Haidekräuter kicherten und sagten, ihnen wäre das ganz recht in die Stadt zu reisen zu vornehmen Leuten. Ein Salbeikräutlein hustete recht heftig, da neckten es die andern, wie es den Husten vertreibe, wenn es ihn selbst habe. „Ja,“ sagte es, „der rechte Doktor muß die Krankheit so kennen, als wenn er sie selbst hätte.“

„Das wäre schön, wenn wir wüßten, wie Zahnschmerzen sind,“ sagten die Kräuter, die in die Rissen gefüllt werden, um heiß gemacht die Zahnschmerzen zu lindern.

„Und wir auch,“ schrieen allerhand kleine duftige Gewächse, von denen eins dem Ohrenzwang, ein anderes dem Schnupfen, ein drittes dem Leibweh steuern wollte.

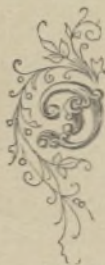
Leni stand still und horchte staunend. Wie in Gedanken hatte sie die Hände auseinander genommen, nun hörte sie nichts mehr vom Geklapper der Pflanzen. Aber sie hatte schon genug gehört. Ohne Sorgen ging sie nun zum Häuschen zurück und schlief bis zum andern Morgen. Da machte sie sich auf und sammelte Blumen und Kräuter, sie kannte sie ganz genau, denn sie hatte ja von ihnen selbst gehört, wozu sie dienen wollten und was sie

heilen konnten. — Damit wanderte sie nun nach der Stadt und trug sie zum Apotheker, und weil sie die Heilkräfte so gar gut kannte, kaufte er ihr immer ab und nannte sie seine Kräuterleni.

Wenn man nur gut und brav ist und fleißig sein will, so kommt man immer durch die Welt, auch wenn der Mond und die Kräuter nicht mit darein reden.

Das Rosenthor.

Ein heiteres Spiel für kleine Mädchen von Robert Vernecke.



Die Spielenden bilden, indem sie sich anfassen, einen Kreis und erwählen aus ihrer Mitte zwei, welche innerhalb des Kreises durch Emporheben ihrer zusammengefaßten Hände das Rosenthor bilden.

Erhöhtes Interesse gewinnt das Spiel, wenn ein mit einer Blumen-Guirlande umwundener Reifen — das Rosenthor — von den beiden im Kreise stehenden Kindern getragen wird. Letztere wählen alsdann die Namen zweier Dinge, beispielsweise „Rose“ und „Lilie“, und bezeichnen das eine, angenommen „Rose“, als den Schlüssel zum Rosenthor.

Ist dies geschehen, so singen die den Kreis bildenden Kinder sich drehend nach der bekannten Volksweise: „Ward ein Blümchen mir geschenkt ic.“ folgendes Verschen:

Wer will durch das Rosenthor,
Der komm' her und tret' hervor!
Seid Ihr klug, seid Ihr fein,
Sollt Ihr Rosenjungfrauen sein.

Hierauf werden von den in der Mitte des Kreises stehenden Kindern zwei andere aus dem Kreise vor das Rosenthor gerufen.

Die Angekommenen rufen:

„Holla!“

Die Ersten:

„Wer ist denn da?“

Die Angekommenen:

„Wir möchten gern durch's Rosenthor!“

Die Ersten:

„Der Kiesel ist noch fest davor
Und trefft Ihr nicht das rechte Wort,
So kommt Ihr nicht an diesen Ort:
Rose oder Lilie?“

Nennt nun die zuerst Gerufene das als Schlüssel zum Rosenthor bezeichnete Wort „Rose“, so verneigen sich die beiden kleinen Rosenjungfrauen zum Zeichen, daß das Rosenthor geöffnet ist.

Die übrigen Kinder im Kreise singen alsdann, sich wieder drehend, nach deriger Melodie:

„Seht den Kiesel weggenommen!
Schöne Jungfrauen, seid willkommen!
Ja, ja, ja, es geht wohl an,
So wird Euch wohl aufgethan.“

Während dieses Gesanges durchschreiten die beiden neu aufgenommenen Rosenjungfrauen, die eine von der rechten, die andere von der linken Seite an den Eingang zurückkehrend, mehrmals das Rosenthor und stellen sich zuletzt hinter die ersten Rosenjungfrauen auf, um das Rosenthor zu vervollständigen.

Andernfalls aber, wenn sie nicht das richtige Wort getroffen, also nach unserm Beispiele „Lilie“ genannt haben, so klatschen die Ersteren in die Hände und mit ihnen alle übrigen Kinder und singen:

„Nein, o nein, es geht nicht an,
Das Thor wird Euch nicht aufgethan;
Ihr fandet nicht das rechte Wort,
Darum geht nur wieder fort!“

Die beiden Kinder kehren in den Kreis zurück, und das Spiel beginnt von Neuem.

Großväterchen und Großmütterchen.

Von M. Schuchert.

(Zu dem Bilde Seite 128.)



Sind denn das Großväterchen und Großmütterchen, die da vor uns auf den hochbeinigen Stühlen dicht neben einander sitzen? Gott bewahre! Karl ist's und Elschen, die sich der Großeltern Abwesenheit zu Nutze gemacht haben und in deren Stube gelaufen sind, um dort recht hübsch zu spielen. Da sind sie auf den Gedanken gekommen, sich auch einmal zu putzen wie die lieben Alten. Elschen hat der Großmutter Haube aufgesetzt und ihre Brille; die wird ihr aber wohl recht bald von der Nase rutschen, denn sie hört gar zu andächtig auf das, was ihr Karl erzählt. Was hat denn der in der Hand? Großvaters Dose; er hat sie geöffnet und hält ein Präschen zwischen den Fingern. Auf dem Kopfe trägt er ein helles Tuch als Zipfelmütze; die richtige

konnte er leider nicht finden. Auch die Hausschuhe des Großvaters hat er angezogen. Zwar sind sie ihm zu groß, das schadet aber nichts, ein Großvater kann sie nicht kleiner brauchen. In der Zeitung, die auf seinem Schooße liegt, wird er wohl nicht lesen. Was da drinn steht, gefällt ihm nicht, wenn's noch ein hübsches Märchenbuch wäre mit bunten Bildern. Elschen kommt vor lauter Zuhören nicht zum Stricken, obwohl sie sich vorgenommen hat, so fleißig zu sein, wie die Großmutter. — Was würden wohl die guten Alten sagen, wenn sie jetzt kämen. Meint Ihr, sie würden schelten? Keineswegs. Sie würden sich freuen und daran denken, daß sie auch einmal so jung waren, wie ihre Lieblinge, die Ihr da auf den Stühlen vor Euch sitzen seht.

Homogramme.

Von Ernst Lausch.

I.

D	D	D	D
O	O	E	E
A	A	R	R
L	L	G	N

II.

D	D	D	D
L	L	L	L
E	E	E	E
E	A	I	I

Die je 16 Buchstaben dieser Quadrate sind anders zu ordnen und zwar so, daß sie von links nach rechts und von oben nach unten gelesen ergeben:

1. Ein edles Metall. Einen Fluß in Schlesien. Eine in einen Schwan verwandelte Königin, auch Name eines Flusses. Ein rechter Nebenfluß der Donau.

2. Ein Längenmaß. Eine Bezeichnung für Ungemach. Ein Gedicht zum Singen. Göttersage der alten Deutschen.

Räthsel.

Von F. Knauth.

Ich dien' als Schutz, um zu bewahren
Die Blumenpracht, der Gärten Zier
Vor ringsher drohenden Gefahren;
Bin niedrig dort und hoch allhier.

Und ferner bin nach einer Fabel
Zugleich ein Reich ich und ein Thron;
Ein Thier mit Federkleid und Schnabel
Erhielt als solche mich — aus Hohn.

Auch biblisch ist von mir die Rede,
Wenn je und dann, o wie verrückt! —
Dhn' alle Ursach Streit und Fehde
Herausbeschwört die Hadersucht.

Wer nun kann meinen Namen nennen,
Wird sicher jenes Thier auch kennen.

Auflösungen der Räthsel in Nr. 6:

1. Der Thürmer.
2. Der Schornsteinfeger.
3. Die Biene.
4. Die Distel.
5. Die Brenneßel.



Großväterchen und Großmütterchen. (Siehe Seite 127.)

Redaktion und Verlag: G. Schwetschke, Sep.-Cto., in Halle. Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.
 Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I–XII der „Illustrierten Zeitung für kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro
 Band in allen Buchhandlungen zu haben.